

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Sechshundachtzigster Band.

(Nr. 27—52)



Berlin 1915.

Hellmuth Johnke, Verlag.

Die Gegenwart

Nr. 28

Berlin, den 11. Juli 1914

43. Jahrgang
Band 86.

Was will Venezelos?

Von
E. E. Lehmann.

Der griechisch-türkische Konflikt ist vertagt. Die Türkei hat dem noch vor fünf Jahren von ihr verspotteten Griechenland gegenüber nachgeben müssen. Die Hohe Pforte hat volle Entschädigung der in Kleinasien angefahrenen und vom mohammedanischen Fanatismus verfolgten, aus ihren Wohnsitzen getriebenen Griechen angeboten. Damit hat Venezelos, welcher im eigentlichsten Sinne des Wortes Griechenland regiert, einen neuen staatsmännischen Erfolg errungen. Man hat zuerst seinen im griechischen Parlamente über die Inselfrage gehaltenen Reden als bloßen Bluff angesehen. Wer wie ich Venezelos aus persönlichem Umgange und politischen Unterhaltungen kennt, weiß, daß niemand weniger ein politischer Poseur ist als Venezelos — Venezelos ist der Bismarck des neuen Hellas. Er hat das bereits zur Genüge gezeigt in seinem Auftreten gegenüber dem Prinzen Georg, dem Bruder des jetzt regierenden Griechenkönigs, während dessen Gouverneurschaft in Kreta; er hat es später gezeigt gegenüber dem unlängst verstorbenen König Georgos, welchen er durch sein eigenes Beispiel zu ernster politischer Arbeit aus seiner etwas bequemen Lebensführung zurückzwang; er hat weiter sein unbeirrtes staatsmännisches Pflichtgefühl für sein Vaterland in der energischen Art bewiesen, in welcher er die Führer der unter dem Oberst Zorbas in Griechenland allmächtig gewordenen Militärrevolution mundtot zu machen verstand; und endlich in der tiefgreifenden, die Monarchie stärkenden Verfassungsänderung, die er vor noch

nicht drei Jahren in der griechischen Kammer durchsetzte. Die jetzt in Hellas herrschende Dynastie verdankt die Möglichkeit ihres Bestehens Venezelos. Ohne Venezelos wäre der König Konstantin kaum noch auf den Thron gekommen. All das konnte der bedeutende griechische Staatsmann nur erreichen, auf Grund seiner unantastbaren Ehrenhaftigkeit und Anspruchslosigkeit, wie sie in dieser Vollkommenheit in Griechenland bei einem staatsmännischen Führer seit Menschengedenken geradezu unerhört ist. Bis vor kurzem bezog Venezelos ein Gehalt von nicht mehr als 12 000 Drachmen (Frk.), obgleich er nicht nur den Posten eines Ministerpräsidenten, sondern auch den Posten des griechischen Kriegsministers offiziell bekleidet, ganz abgesehen von dem entscheidenden Einflusse, welchen er über die griechischen Finanzen sich vorbehalten. Seit Venezelos an die Spitze der griechischen Regierung berufen wurde, werden nicht nur die Zinsen der griechischen Staatsanleihen, sondern auch die Beträge für die dem griechischen Kriegsministerium gelieferten Waffen, Munition usw. auf des pünktlichste angewiesen und bezahlt. So versicherte mir der für eine der größten deutschen Waffenfabriken in Athen stationierte Freiherr von Buddenbrock persönlich. In niemandem haben sich die zu Athen beglaubigten Gesandten so schwer geirrt, als in Venezelos. Auch darin teilte er das Schicksal Bismarcks in dessen Anfängen. Auch Bismarck wurde, wie bekannt, zuerst nicht ernst genommen. Napoleon III. sagte von ihm: „Il n'est pas un homme sérieux.“ Ähnlich erklärte mir einer unserer ersten Diplomaten, als ich von dem bedeutenden Eindrucke des leitenden griechischen Staatsmannes nach meinen ersten Unterredungen mit Venezelos erzählte!

sind Tragikomödien!). Der weltstädtische Kaufsch aber, der sich in den rastlos wechselnden Rhythmen von Arbeit und Lust offenbart, hat etwas von narkotischer Traumbhaftigkeit und Hilflosigkeit an sich; es ist das aufwühlende, jenseits der Willenssphäre sich abrollende Erlebnis des Patienten auf dem Operationstisch. Und der Ucheron, der den Berauschten empfängt, wenn das Seziermesser der Kulturprofessoren nichts mehr zu retten vermag, ist die Welt der Nihilität, des Indifferentismus. Daß der amerikanische Kultur nihilismus, dies symptomatische Versprühen einer untergehenden Welt in unzählige Sekten und Individualitätstorsos — Koigen spricht in diesem Zusammenhang gleichwohl von „gesteigertem Persönlichkeitswert“! — dem Verfasser als die prädestinierte Geburtsstätte vollstümlicher Religiosität erscheint, ist unter solchen Voraussetzungen selbstverständlich.

Damit sind im wesentlichen die „ganz großen Dinge“ charakterisiert, die sich heute angeblich in den Tiefen der Demokratie vorbereiten. Zwar hat man noch keinen passenden Gott entdeckt, keine Symbole, Mythen und Dogmen erfunden. Aber das wird alles noch kommen. Vorläufig hat man die Moral, die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Nationalökonomie und andere Tätigkeitsfelder der „religiösen Geistigkeit“. Pantheismus und Polytheismus sind auch bereits so ziemlich en vogue: denn jedermann verfügt heute nachgerade über das legendäre „sonnenhafte Auge“, und was den Polytheismus betrifft, so bedeutet er gar nichts weiter, als einfach die Erhebung der bewußten „Großerer“ und bevorzugten Menschen zu göttlicher Höhe und Würde! „Die Bevorzugten glauben sich gottverwandt, sie wissen sich an Gottesstatt....“ So kann man die überlieferten Kulte — an die anzuknüpfen seit jeher die größte und erfolgreichste Weisheit der Kirche gewesen ist — bequem, entbehren und in aller Ruhe zuwarten, wie sich aus dem werdenden neuen Menschentum die Seele der neuen Volkseinheit und der neue Olymp herauskristallisieren.

Zimmerhin soll man dieses Buch lesen. Denn es fördert als Ganzes die allgemeine Anerkennung der Tatsache, daß die Rolle des

Evolutionismus im modernen geschichtsphilosophischen Denken — und wäre er selbst stellenweise agnostisch drapiert — ausgespielt ist. Wenn Koigen als Entwicklungs- und Geschichtsgläubiger, zu der Schlussfolgerung gelangt, daß die Kontinuität des historischen Geschehens (auch innerhalb des Entwicklungsganges der Demokratie!) durch jene „mysteriöse geschichtliche Offenbarung“ durchbrochen werden müsse, damit ein einheitlicher, religiöser Volkswille sich wieder Geltung erringe, so desavouiert er mit dieser dem eschatologischen Vorstellungskreis entnommenen Forderung — die einen im rein Menschlichen nicht begründeten saltus der Entwicklung voraussetzt — seine eigene kühne Vergöttlichungshypothese. Und da er zum Ueberfluß noch die „humanitäre“ Begrenztheit der mit solch übermenschlichen Entwicklungstendenzen begabten Demokratie ausdrücklich feststellt, so bleibt schließlich von seiner mythologischen Utopie nicht viel mehr übrig als eine vage Prophezeiung und eine schöne Geste.



Vom lyrischen Jahr.

Von

Julius Bab.

Nr. 1.

On den anerkannten lyrischen Größen der deutschen Gegenwart, den Meistern der vorjüngsten Generation, hat im letzten Jahre nur einer gesprochen: Stefan George. Fast ein Lustrum war vergangen seit seiner letzten Buchveröffentlichung. „Der siebente Ring“ schien die Entwicklung dieses von seinem Kreise fast mit göttlichen Ehren verehrten Mannes zu einer merkwürdigen Wegwende gebracht zu haben. „Der siebente Ring“ umfaßte einmal einen großen Zyklus „Zeitgedichte“ der den moralpädagogischen Ton, die eibische Rhetorik, die wache Ohren von je im Mittelpunkt des äußerlich so ästhetisierenden Werkes vernommen hatten, zum schärfsten und klarsten Ausdruck brachte. Andererseits gab es in dem späteren Teil des Buches ein paar ganz reiner, willen-

los hinströmender Lieder, wie man sie von George bisher kaum vernommen hatte. Und die Frage, die man von dem neuen Buch vor allem beantwortet sehen wollte, war zunächst, nach welcher Richtung sich die merkwürdige Kraft dieses Mannes nun weiter bewegen würde. Ob in Zukunft der eigentliche Lyriker, der Verdichter reiner Gefühlserfahrungen, oder der ethische Rhetor, der Sprecher leidenschaftlicher Ueberzeugungen, das Wort führen würde? Diese Frage ist in dem neuen Werk „Der Stern des Bundes“ (Georg Bondi-Verlag, Berlin) geradezu erschreckend deutlich beantwortet. Mit einer Schärfe, mit einer Unzweideutigkeit wie noch niemals zuvor zeigt sich dies Buch als Dokument des Propheten, des Gottesverkünders, des Redners George; durch und durch ist es gesagt — in einer höchst kultivierten, kunstvoll geprägten, höchst energischen Sprache gesagt; aber nicht gesungen.

Stefan Georges Dichtung hat, wenn man von ganz seltenen Ausnahmen (die eben erwähnten Lieder im siebenten Ring gehören dazu) absieht, immer nur ein Thema gehabt: seine Dichtersendung, die ihn vom gemeinen Volk trennt und zum Meister eines Kreises von Auserwählten macht —, seinen Beruf, der Zeit das Beispiel eines in freier Würde in sich ruhenden, schöpferischen Geistes zu geben. Tatsächlich sieht nicht nur die kleine, aber überaus energische Jüngerschaft, sondern der Meister selber den Kreis, den er um sich geschart, den Bund, dem er seinen Stern leuchten läßt, als nichts geringeres an, denn als Kern und Keim einer neuen Kulturgemeinschaft. Diese Sendung zu verkünden, ist denn auch die ausschließliche Absicht des neuen Gedichtbandes.

Er ist kunstvoll und feierlich gegliedert. Ein „Eingang“ ruft den Gott des Bundes, die Seele des von George zu repräsentierenden Menschentums, den „Stern“, feierlich an.

„Du stets noch Anfang uns und End und Mitte
Auf deine Bahn hienieden — Herr der Wende —
Dringt unser Preis hinan zu deinem Sterne.
Damals lag weites Dunkel überm Land
Der Sempel wankte und des Innern Flamme
Schlug nicht mehr hoch uns noch von andren Fiebern
Erschlafft als dem der Väter: nach den Heilren
Der Starcken Leichren unerreichten Thronen
Wo beßes Blut uns sog die Sucht der Ferne . . .

Da kamst du Sproß aus unfrem eignen Stamm
Schön wie kein Bild und greifbar wie kein Traum
Im nackten Glanz des Gottes uns entgegen:
Da troff Erfüllung aus geweihten Händen
Da ward es licht und alles Sehnen schwieg.“

Eine ganze Kette von Variationen folgt dieser Anrufung. Alle verkünden sie wie schon viele frühere, zum Teil sehr viel stärkere Gedichte Georges, die Sicherheit, die Festigkeit des Selbstgefühls, mit dem der Anblick des Gottes den Begnadeten beschenkt hat, ihn auf immer vor romantischem Zerfließen in die Vielfalt der Dinge bewahrend. Auf die Frage aber, die am Schlusse dieses Eingangs gestellt wird, „Wer ist dein Gott?“ antworten wiederum nur feierlichste Exclamationen und die Versicherung:

„Wer ist dein Gott? All meines Traums Begehrt
Der nächste meinem Urbild — schön und hehr.
Was die Gewalt gab unsrer dunklen Schöpfung
Was uns von jeher Wert erwarb und Größe —
Geheimste Quelle, innerlichster Brand:
Dort ist Er, wo mein Blick zu reinst es fand.
Der erst dem einen Löser war und Loder
Dann neue Wallung gießt durch jede Ader
Mit frischem Saft die frühern Götter schwellt
Und alles abgestorbne Wort der Welt.
Der Gott ist das Geheimnis höchster Weisheit
Mit Strahlen rings erweist er seine Reize:
Der Sohn aus Sternenzugung stellt ihn dar
Den neue Mitte aus dem Geist gebar.“

Das „erste Buch“ ist wesentlich zeitpolemisch. Der Dichter läßt sich vom Gotte erst bestätigen, daß das Dichten bei so ernster Weltwende keine überflüssige Beschäftigung sei:

„Die hehre Harfe und selbst die geschmeidige
Leier
Sagt meinen Willen durch steigend und
stürzende Zeit,
Sagt was unwandelbar ist in der Ordnung
der Sterne.“

Dann wendet er sich mit apokalyptischem Zorn gegen das Volk, dessen Geist siech, dessen Sat tot ist —, er sieht den „letzten Aufruf der Götter über diesem Land“ — er gedenkt des einen vergeblichen Warners (Niesche) —, er rechnet mit den Helfern von „damals“ ab, deren zuchtlose Gefühlsschwelgerei das Glend der Zeit nur verschlimmere, (Hofmannsthal) —, „und er preist die Sat, deren Bild sich aus „Gärung, Dunkelheit, Gespinnst und Trubel“ der Gegenwart erheben soll.

Die Gesänge des „zweiten Buches“ geben dann wieder in vielfachen Variationen, und mit den Bildern christlicher und heidnischer Mythologie spielend, das Gefühl der Begegnung, der Hingabe an den Gott, das bis zu einer gefährlichen Höhe des Rausches anzuschwellen scheint, bis würdige Beruhigung eintritt:

„Wo sind die Perlen süße Zähren,
Wo sind die Rosen üppiger Pfühl?
Das Spiel von werben und gewähren?
Der Prunk ward well, der Duff ward schwül.
— Nun sühne strengster Stille Brauch:
Reimmonat ist es . . . früheste Frühe
Verhülltes Sprossen, leuchtende Blühe
Ein kühles Licht, ein herber Hauch.“

Im „dritten Teil“ wird dann der Bund der Geister, der sich unter dem Stern des Gottes bildet, in hohen Tönen gefeiert. Der Meister teilt sittliche Gebote an die Jünger aus, und schließlich befiehlt er das Siegesfest, bei dem der Schlußchor gewaltig ansteigt:

„Gottes Pfad ist uns geweitet
Gottes Land ist uns bestimmt
Gottes Krieg ist uns entzündet
Gottes Kranz ist uns erkannt.
Gottes Ruh in unseren Herzen
Gottes Kraft in unsrer Brust
Gottes Jorn auf unsren Stirnen
Gottes Brunn auf unsrem Mund.
Gottes Band hat uns umschlossen
Gottes Blü hat uns durchglüht
Gottes heil ist uns ergossen
Gottes Glüd ist uns erblüht.“

Es sind die stolzesten Aeußerungen menschlichen Triumphes, die diese Worte meinen. Aber sie treffen für mein Gefühl keineswegs das Ziel ihrer Meinung, so stark, so sicher, so planvoll sie auch gesetzt sind. Gewiß bewundert man zugleich mit der Stärke des hier geäußerten Selbstgefühls immer wieder die kunstvoll energische Zucht der hier geschaffenen Sprachform. Wenn man sich zuweilen über das Widernatürliche, allzu Willkürliche dieser auf höchste Kraft konzentrierenden Sprache ärgert, die sich für Ewigkeit das Wort „Ewe“ aus der Luft greift, so erfüllt doch schon die nächste Zeile mit Hochachtung vor der geballten Kraft dieser vortrefflich gesetzten Worte:

„Aus einer Ewe pfeilergeraden Willen
Führ ich zum Reigen, reiß ich in den Ring.“

Aber diese begreifende Hochachtung wird kaum irgenwo zum hingerissenen Gefühl, weil diese Form nie gewachsen, immer nur gewollt scheint. So wie das in ihr beschlossene Selbstgefühl mehr als eine kühne Präntation, denn als ein erhabener Besitz erscheint. Die Kühle dieser Form und dieses Inhaltes bedingen sich wechselseitig. Der Georgesche Gott wird nicht zu einem überwältigenden Erlebnis, weil er immer nur verkündet, beredet, gepriesen und nicht gestaltet wird. Das Wesen seiner Segnung wird von George nicht in der künstlerischen Durchdringung einzelner Lebensphänomene bewährt, sondern immer wieder nur in großartiger Wendung behauptet. Deshalb bleibt sein Gott letzten Endes für uns ein bloßes Wort. George hat wohl recht, wenn er sagt:

„Wer Höchstes lebte, braucht die Deutung nicht“ — aber er braucht, wenn er Künstler ist, eben statt der Deutung die Gestaltung, während Georges bilderreiche, aber im letzten Ende begriffliche Rede in einer unfruchtbaren Mitte zwischen Deutung und Gestaltung steht. — Eine Kraft, die sich nicht in tausend Kämpfen vor uns bewährt, sondern sich in Selbstlobpreisung erschöpft, weckt am Ende unser Mißtrauen. Man stelle sich einmal vor, daß Dante uns nicht in tausend Stationen durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geführt, sondern uns nur in einer endlos variierten lyrischen Phrase versichert hätte, daß ihm der heilige Geist, der wahre Führer zum Leben, erschienen sei. Man stelle sich vor, daß Goethe nicht die unendliche Kette der Werke vom Götz und Werther bis Wilhelm Meister und Faust geschaffen, nicht das noch endlosere Werk seiner rund ins All verteilten praktischen Durchgeistigung vollbracht habe, sondern lediglich jenes eine Gedicht „Selige Sehnsucht“ durch tausend Variationen um den Wert seiner Einzigkeit gebracht hätte — man stelle sich das vor, und man hat das nicht sehr karrikierte Bild des Georgeschen Werkes. Es hängt mit dieser außerordentlichen Stoffarmut, mit diesem letzten Endes undichterischen Kreisen um das Gefühl der eigenen Dichterwürde zusammen, wenn Georges Gottverkündung einen fatalen Zug von Selbstverkündung, von ganz simpler Un-

bescheidenheit bekommt, wenn manche seiner Polemiken mit Zeitgenossen wie ein großartig mythologisiertes Literaturkätzchen wirken. — Man bemüht sich, das Vorbildliche der stolzen Gebärde, mit der George seine Fruchtschale anbietet in einer Zeit haltloser Schwächlinge zu würdigen, man bemüht sich, die kostbare Arbeit der Schale, die er hochhält, nach Verdienst anzuerkennen — aber man entdeckt zuletzt immer wieder, daß diese Schale leer ist, und daß dies ganze Werk eine juwelenbesetzte, aber hohle Altrappe ist.



Momentbilder.

Von

Ernst Lustig.

Ein regnerischer Nachmittag.

Ein Tropfen nach dem anderen fließt langsam von einem Weinblatt auf andere.

Langsam.

Ein Tropfen nach dem anderen, ein Blatt nach dem anderen.

Die Weinblätter atmen eine unbeschreibliche Luft aus.

Ein regnerischer Sonntagnachmittag.

Wieviel Welten gehen da in den Tropfen zugrunde? Wieviel Tragödien finden da ihre Katastrophen?

Er schaut aus dem Fenster und hört die Stille an.

Sprechen denn diese Wassertropfen? Verstehst er das?

„Ich möchte bei Ihnen sein, mein Seurer. Ich würde nichts wollen, um nichts bitten. Nichts, nichts will ich von Ihnen. Nur bei Ihnen möchte ich sein. Die Hand möchte ich Ihnen drücken, den Kopf auf Ihre Brust legen. Und dann, dann möchte ich weinen. An Ihrer Brust. Jetzt kann ich nicht weinen. Sie wissen doch: jede ungeweinete Träne kann für unsere Liebe ein kleines Grab werden. Mehrere Gräber . . . Sie wissen doch?“

Die Wassertropfen sprechen. Nein, nein, nicht die Wassertropfen. Und vielleicht versteht er nicht gut, was da irgend jemand spricht.

Siehe, wieder eine fremde Stimme. Er denkt vergebens nach.

Hat er sie einmal im Leben schon gehört?

„Waren wir nicht auf dem höchsten Gipfel aller Liebe? Sahen Sie nicht Ihr Bild in meinen Augen? Und ich das meinige in Ihren Augen? War es möglich, weiter zu gehen? Sind Sie nicht glücklich, wenn Sie daran zurücksinken? — — —“

Es fängt wieder zu regnen an.

Jetzt versteht er schon:

„Das sind alles nur Reden. Arbeiten muß man. Und du hast eine Kinderkrankheit. Wie wenn du die ersten Zähne bekämeest. Ich muß darüber staunen. Ein Mann deines Alters muß es doch verstehen, wie man die Vergangenheit wegzagen soll. Ja, ja, schlecht ist es jetzt in der Welt eingerichtet: jeder will nur träumen, arbeiten möchte niemand. Du sollst aber nicht meinen, daß du dich mit deinen Träumen bis ans Ende des Lebens durchschlagen wirst. Einmal kommt ein Strom und wirft dich zur Seite, wie ein gestrandetes Schiff. Ja, ja. Das Leben ist doch keine Kleinigkeit. Und bei dir dauern diese Kinderkrankheiten so schrecklich lange. Und so weiter.“

Er schließt das Fenster zu.

Schwüler Augenblick.

Niemand wartete auf eine Antwort.

Niemand hat nach etwas gefragt.

Er antwortet:

„Liebe Marja, Du wirst mich verstehen. Es geht nicht. Nein, es geht nicht. Ich möchte es dir mit einem Händedruck sagen: es geht nicht. Nichts steht zwischen mir und dir. Nur das eine: meine Vergangenheit und meine erste Liebe.“

Nichts anderes.

Und wegen dieser toten Liebe kann ich nicht mehr zu dir kommen. Ich muß — hörst du, ich muß — ihr treu bleiben. Die Lebenden darf man verraten. Die Lebenden können sich wehren. Den Toten muß man treu bleiben.

Romantisch, meinst du?

Nein, du irrst dich.

Warum sollte ich es dir nicht sagen?

Du bist viel schöner als sie es war, bist edler, als sie es war, dein Lachen ist funkelnder